R. BREND'AMOUR & CO

St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 19. Sonntag, 13. Mai. 1923

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 13. Mai: Servatius.
Montag, den 14. Mai: Bonif., Chriſtian.
Dienstag, den 15. Mai: Sophia.
Mittwoch, den 16. Mai: Joh. v. Nep.
Donnerstag, den 17. Mai: Bruno.
Freitag, den 18. Mai: Erich.
Samstag, den 19. Mai: Emil.

Sonntagsleſung.

Schluß der öſterlichen Zeit. Heute iſt der letzte Sonntag der ſogenannten öſterlichen Zeit, in der jeder katholiſche Chriſt ſeine öſterliche Pflicht erfüllen, d. h. beichten und kommunizieren muß. Wie viele Millionen haben ſich in dieſer Zeit wieder mit Gott verſöhnt und durch die hl. Kommunion ſich wieder inniger an den göttlichen Heiland angeſchloſſen! Leider gibts aber auch welche, die, wie die zum großen Gaſtmahl Geladenen, die Einladung verſchmähten und wie dieſe allerhand fadenſcheinige Gründe haben, ſich ihr zu entziehen. Der eine iſt religiös gleichgültig und fühlt darum keinen Trieb in ſich, der andere ſcheut die Beichte, der dritte fürchtet den Spott ſeiner Mitarbeiter und Genoſſen, der vierte iſt nicht aufgelegt uſw. Aber weiſen ſie auch das Gaſtmahl zurück, an Gäſten fehlt es nicht. Der erzürnte Hausvater läßt die Armen, die Lahmen, die Blinden ſich an ſeinem Tiſche niederlaſſen. Das will ſagen: Seht ihr, ſagen wir einmal aus den ſogenannten beſſeren Ständen, ihr, die ihr eine gute, ſogfältige chriſtliche Erziehung erhalten, die ihr auf höheren Schulen einen reichen religiöſen Unterricht genoſſen und die Pflicht der Oſterkommunion kennt, die ihr jedes Jahr durch die Prieſter, durch eure guten Frauen und braven Töchter an dieſe Pflicht erinnert werdet, ihr werdet durch Unwiſſende, Arme, Verlaſſene, Leidgequälte verdrängt, die nehmen eure Plätze am Tiſche des Herrn ein. Ihr aber ſagt: Später, ſpäter einmal, vielleicht nächſtes Jahr, aber wißt ihr auch, was der göttliche Heiland droht: „Ich aber ſage euch, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkoſten ſoll.“ Sterben nicht manche, die viele Jahre ihr Oſtern nicht gehalten, oft genug ohne Sakramente? Und dann?

Das chriſtliche Tugendſtreben.

IV.

Der religiöſe Zweifel. Seine Ueberwindung.

Als eine Hauptquelle des religiöſen Zweifels hat man außer dem Umgang mit glaubensloſen Menſchen und dem Leſen glaubenswidriger Bücher, wovon wir das letzte Mal ſprachen, von jeher auch auf die Unſittlichkeit hingewieſen. Es ginge aber gewiß zu weit, wollte man behaupten, wie es zuweilen geſchieht, daß der Unglaube immer in ihr ſeinen Grund habe. Es liegt aber tiefe Seelenkenntnis in dem Worte des göttlichen Heilandes: „Jeder, der Böſes tut, haſſet das Licht und kommt nicht an das Licht, denn das Licht überführt ihn ſeiner böſen Werke“, und in dem Urteile des Apoſtels über abgefallene Chriſten: „Sie haben ihr gutes Gewiſſen verloren und darum am Glauben Schiffbruch gelitten.“

Die Welt- und Lebensanſchauung, die ein Menſch hat, ſtammt eben nicht bloß aus verſtandesmäßigen Erwägungen. Gefühl und Wille ſprechen da mit. Das Gemüt mit ſeinen Regungen und Neigungen, das Herz iſt in den großen religiöſen Fragen aufs ſtärkſte intereſſiert. Unſer Denken gibt eigentlich die Geſchichte unſeres Herzens wieder. Und was von dieſer Seite aus dem chriſtlichen Glauben gefährlich wird, ſind nicht ſittliche Vorzüge, ſondern ſittliche Schwächen.

An erſter Stelle iſt da die ſinnliche Leidenſchaft, ſagen wir einfach, die Unkeuſchheit zu nennen. Sie gehört zu den Leidenſchaften, die, weil ſie körperlich ſind, am meiſten in ihrer Unordnung empfunden werden, bei denen zugleich das Gewiſſen im Anfang am lauteſten ſeine Stimme erhebt und an den beleidigten Schöpfer und deſſen allſehendes Auge erinnert.

Dieſe Leidenſchaft hat deswegen ein beſonderes Intereſſe daran, zu wünſchen, daß es keinen Gott und damit keine Verantwortung im Jenſeits, keine Strafe für die Sünde, keine Beichte uſw. gäbe. Sie ſchüttelt ein ſie ſchwer drückendes Joch ab, wenn ſie ſich von der Religion losſagt.

Der Unglaube mag dieſe trübe Quelle, weil es zu beſchämend für ihn iſt, nicht gerne gelten laſſen. Aber Tauſend und Abertauſende werden, wenn ſie aufrichtig gegen ſich ſelbſt ſind, geſtehen müſſen, auf den ſchlüpfrigen Pfaden der Unſittlichkeit bin ich zum Abfall vom Glauben gekommen. Darum der Abfall vom Glauben und das der Kirche den Rücken Kehren zumeiſt in den Jahren, wo die ſinnlichen Leidenſchaften ihre größte Macht entfalten, in den Jahren von 17 bis 20.

Sehr viele werden mit dem Franzoſen Copee geſtehen müſſen: „Das ſtrenge Geſetz, welches die Religion inbezug auf die Sinnlichkeit allen auflegt, habe ſie anfangs dem Glauben entfremdet und daraus ſei das Bedürfnis entſprungen, durch Leſen glaubensloſer Schriften für dieſes ihr unſittliches Leben auch vor ihrer Vernunft eine Rechtfertigung zu ſuchen.“ Und der bekannte däniſche Konvertit Jörgenſen ſchreibt: „Wenn ich gern den Glauben meiner Kindheit bewahrt hätte, warum ſpitzte ich dann die Ohren, als die Befreiungstrompeten anfingen zu ſchmettern? Es war eben kein Troſt, dem ich entſagen, es war ein Joch, das ich abwerfen wollte, „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt“, d. h. die Herrlichkeiten der Welt waren es, die mir von der Spitze des Berges der Verſuchungen gezeigt wurden und deren Verlockungen ich unterlag.“

Neben der Sinnlichkeit kommt als Urſache des Unglaubens in zweiter Linie der Stolz in Betracht. Der Stolz widerſtrebt jedem Autoritätsglauben. Es erfordert Demut, ſich unter die Autorität Gottes, noch mehr Demut, ſich unter die Autorität der Kirche zu beugen.

Wenn die moderne Menſchheit nicht mehr ſo glaubenswillig und freudig iſt, wie in früheren Zeiten, ſo hat dies zum größten Teil ſeinen Grund darin, daß ſie von einem ganz anderen, ja geradezu überſpannten Selbſtbewußtſein erfüllt iſt. Erkennen nicht viele Eltern in dieſem ſtolzen Selbſtgefühl den Grund, warum die erwachſenen Söhne und Töchter ſich auch ihrer Autorität entziehen und eigene Wege gehen, Wege, die dann vielfach Wege des verlorenen Sohnes ſind, der das Vaterhaus verließ?

Noch unmittelbarer als die ſittlichen Verirrungen ſchädigt den Glauben die Vernachläſſigung der religiöſen Pflichten. Religiöſe Lauheit und Gleichgültigkeit nimmt dem Glauben ſeinen Lebensſaft, und damit ſeine Lebendigkeit und Friſche. Allmählich erſtirbt dann der religiöſe Sinn, wie die Pflanze, die des Regens und des Sonnenſcheins entbehrt, die Organe für die himmliſchen Dinge, Verſtand, Wille und Herz, funktionieren nicht mehr.

---

höchſten Güter bewahrte, verfallen iſt.“ Ziehen wir daraus den Schluß: Nicht der Gelderwerb iſt die Hauptſache, ſondern die Tugend.

Ein ſchönes Hochamt.

Es iſt doch etwas Schönes um den Gottesdienſt unſerer hl. Kirche, die ſogenannte Liturgie, zumal, wenn ſie ſich in ihrem Mittelpunkt, bei der hl. Meſſe, bei einem feierlichen Hochamt in ihrem ganzen Reichtum entfalten kann.

Wir hatten das Schutzfeſt des hl. Joſef. Als wir in das Gotteshaus traten, lag der Altar vor uns in maleriſchem Schmuck. Lang herabhängende, tiefrote Plüſchtücher mit ihrem vornehmen Lüſter gaben ihm als lebhaft wirkenden Hintergrund eine prachtvolle Umrahmung. Palmen und grüne Blattpflanzen zu beiden Eckſeiten in geſchmackvoller, flotter Dekoration boten freundliche Durchblicke auf die rote Draperie. Auf den Leuchterbänken zierten den Altaraufbau eine Menge kleiner Gefäße mit weißen Blumen und darüber die gelben Feueraugen vieler brennender Kerzen. Zwei dreiarmige kleine Leuchter von blitzendem Silber zu beiden Seiten über dem noch geſchloſſenen Tabernakel zeigten ein feierliches Segenshochamt an.

Schon klingt die Schelle an der Sakriſtei, aus der der Prieſter in weißgoldenem Feſtgewand, und eine ganze Anzahl großer und kleiner Meßdiener in weiß und rot die Stufen des Vorraumes hinauf zum Altare ſchreiten.

Ein mehrſtimmiges, getragenes o salutaris hostia leitet die Ausſetzung des Allerheiligſten, das in funkelnder Sonnenmonſtranz auf den Altar gehoben wird, ein. Dann ſingt ein gutgeſchulter, ſtimmreicher und ſtimmſchöner Frauenchor die Wechſelgeſänge der Tagesmeſſe mit dem credo im Choral, die übrigen, in jeder Meſſe in denſelben Textworten wiederkehrenden, wie Kyrie, Gloria, Sanctus und Agnus Dei in mehrſtimmiger Vertonung.

Die Kompoſition iſt modern, erleichtert ſo dem an die Muſikformen unſerer Zeit gewöhnten Ohr das Verſtändnis und die Einfühlung, bewahrt aber überall den kirchlichen Charakter. Ausdrucksvoll trägt ſie den verſchiedenen Anmutungen und ſeeliſchen Empfindungen, wie die Textworte ſie nahelegen, Rechnung und zieht in lebendiger Modulation und kraftvoller Steigerung in Rhythmus und harmoniſcher Tonverſchlingung die ſinnende Seele mit hinein in die lebendige Teilnahme an dem großen Drama, das ſich in Wort und Handlung im hl. Opfer vollzieht.

Der Chor hat alles mit großem Fleiße eingeübt und bringt es mit einer Delikateſſe, mit einem Gefühl für das, was man ſchönen Vortrag nennt, und mit einer Wärme perſönlichen Empfindens zu Gehör, daß alles in dieſem Tongewebe vollendet, und auch nicht eine einzige ſchadhafte Stelle oder eine, wo der Faden ſchief gelaufen, zu bemerken iſt.

In das Ganze ſchmiegt ſich der Geſang des Prieſters am Altare, deſſen voller, wohlklingender Bariton ſo ſtimmungsvoll ſich in den Chorgeſang einfügt, als gehöre er als ſchöne Ergänzung in die ganze Kompoſition.

Ebenſo vollendet iſt in der Meſſe der handelnde Teil. An ihm ſind ja auch, zumal im feierlichen Hochamt, bei den verſchiedenen Altarberäucherungen, zur Ausſetzung, zum Segen, beim Eingang und Offertorium, bei der hl. Wandlung auch die Meßdiener mit Weihrauchfaß oder als Kerzenträger beteiligt. Und hier machen ſie das alles, nicht wie eine ſteif eingeübte Parade, ſondern mit der natürlichen Grandezza, an der der Junge, wird er dazu angeleitet, ſelber Freude hat, ſo fein. Jede Kniebeugung, jede Kopfverneigung, jedes Zuſammentreten und Auseinandergehen iſt ſo vollkommen, daß man in der Tat, alles zuſammengenommen, einem ſchönen kirchlichen Kunſtwerk gegenüberſteht, aber einem Kunſtwerk, dem alles Profane fehlt, über dem ein himmliſcher Duft liegt, ſo daß, noch ehe der Prieſter in der Präfation mit dem sursum corda die Anweſenden auffordert, die Herzen nach oben zu erheben, ſchon alle mit antworten konnten: habemus ad Dominum, wir haben ſie ſchon zum Herrn erhoben.

Die Kirche war von Gläubigen, nicht zum wenigſten aus der Männerwelt, dicht beſetzt. Und das iſt ſie jeden Sonntag, wohl zumeiſt auch aus dem Grunde, weil man Gelegenheit hat, regelmäßig eine ſchöne, gedankenreiche und zu Herzen gehende Predigt zu hören, die gerade in dem Rahmen eines ſolch vollendeten liturgiſchen Gottesdienſtes ganz beſonders zur Geltung kommt und mit demſelben zu einer ſchönen Symphonie zuſammenklingt.

Wahrlich, etwas Schönes und Erhabenes iſt der katholiſche Gottesdienſt, die Liturgie, wenn ſie immer mit Würde, mit Zartheit, mit frommem Sinn in Wort und Handlung zur äußeren Darſtellung kommt. Und wie groß muß dieſer Gottesdienſt einem erſcheinen, wenn man denkt, um was er ſich gruppiert. Doch um nichts anderes, als um die Euchariſtie, die hl. Hoſtie. Und merkwürdig, auf dieſem Höhepunkt der Meſſe, wo der Prieſter das Knie vor der kleinen runden Brotsgeſtalt beugt und ſie dann hoch erhebt, ſie den Gläubigen zu gleicher Anbetung zu zeigen, dann ſchweigt alles: Orgel und Geſang, die eben noch in brauſenden Akkorden das Hosanna in excelsis geſungen und geſpielt haben. Auch die Kunſt, möchte ich ſagen, beugt da ihr Knie. Die Gläubigen liegen ebenſo alle tiefgebeugt auf ihren Knieen. Lautloſe Stille, in die nur wie eine Himmelsſtimme leiſe das Glöcklein am Altare tönt. Ein Moment der Andacht und Anbetung, vor dem Erde und Himmel ſtaunen.

Wer das ſo bedenkt, der gewinnt mehr Verſtändnis für die in allen Kreiſen erwachende Freude am größeren Bekanntwerden mit und an einem innigeren Anſchluß unſerer Gebetsformen an die kirchliche Liturgie.

Man bekommt wieder inſtinktiv das Gefühl, daß doch der chriſtliche Altar der weithin ſichtbare Leuchtturm iſt, der die Strahlen der göttlichen Gnade hineinwirft in die der Huld und Verſöhnung ſo ſehr bedürftigen Herzen, hat ein Bedauern dafür, daß ſo manches im heutigen Gebetsleben ſich von dieſem Mittelpunkte entfernt und nicht aus ihm ſeine Nahrung ſchöpft, verwelkten Blüten gleicht, denen der Saft fehlt. Erſcheinungen ſind das, die ſich an der Peripherie mehr in ſentimentalen Gefühlsandächteleien bewegen, mattleuchtende Sterne, die, weil ſie kaum noch eine Verbindung mit ihrem Fixſtern haben, bald allen Glanz verlieren.

Wie vom Altar und ſeinem Opfer aller Gnadenſegen der Sakramente ausgeht, ſo muß um den Altar und ſein Opfer ſich auch alles Gebetsleben konzentriſch zuſammenfinden. Jede Gebetsbeſonderheit, auch die zu einem Heiligen verliert ihren Wert, wenn ſie unſere Seele nicht zu Chriſtus führt, ſondern außer Gott ihr Genüge in etwas Nebenſächlichem ſucht.

Carſten Curator

von Theodor Storm.

6)

Da hörte er auf dem Flur die Stiegen der Treppe krachen. Er machte eine haſtige Bewegung, als wolle er den Ring an den Finger ſtecken, als eine Hand ſich ſanft auf ſeinen Arm legte. „Bruder Carſten,“ ſagte ſeine alte Schweſter, die in ihrem Nachtgewande zu ihm eingetreten war, „ich hörte dich hier unten wandern; willſt du noch nicht zur Ruhe gehen?“

Er ſah ihr wie erwägend in die Augen. „Es gibt Gedanken, Brigitte, die uns keine Ruhe gönnen, die immer wieder ins Gehirn ſteigen, weil ſie nie herausgelaſſen werden.“

Die alte Jungfrau blickte ihren Bruder völlig ratlos an. „Ach, Carſten,“ ſagte ſie, „ich bin eine alte einfältige Perſon! Wäre unſer Bruder Peter nur am Leben geblieben; vielleicht hätte er auch heute Rat gewußt.“

„Vielleicht, Brigitte,“ erwiderte der Bruder ſanft; „vielleicht auch hätten wir uns nicht ſo ganz verſtanden; du aber lebſt und biſt meine alte treue Schweſter.“

„Ja, ja, Carſten, leider Gottes! Wir beide ſind allein noch übrig.“

Er hatte ihre Hand gefaßt. „Brigitte,“ ſagte er haſtig, ſahſt du, „wie blaß der Junge heute abend war, als er in ſeine Kammer hinaufging? Noch nimmer hat er ſeiner Mutter ſo geglichen; ſo ſah Juliane in ihren letzten Tagen aus, als ſchon der Tod die irdiſchen Gedanken von ihr genommen hatte.“

„Sprich nicht von ihr, Bruder; das tut dir jetzt nicht gut; ſie ruht ja längſt.“

„Längſt, Brigitte; — aber nicht hier, hier nicht!“ Und er drückte die Hand, in der er noch den Ring umſchloſſen hielt, an ſeine Bruſt. „Es kommt mir alles immer wieder; am letzten Oſterſonntag waren es gerade dreiundzwanzig Jahre.“

„Am letzten Oſterſonntage? Ja, ja, Bruder, ich weiß es nun wohl; ihr waret dazumal beide, wo ihr nimmer hättet ſein ſollen.“

„Schilt jetzt nicht, Schweſter,“ ſagte Carſten; „du ſelber konnteſt nicht die Augen von ihr wenden, als du ihr damals die blaue Schärpe umgeknüpft hatteſt. Ich weiß jetzt wohl, daß ſie nicht für mich ihr ſchönes Haar aufſteckte und die Atlasſchuhe über ihre kleinen Füße zog; ich gehörte nicht in dieſe Geſellſchaft vornehmer und ausgelaſſener Leute, wo ſich niemand um mich kümmerte, am wenigſten mein eigenes Weib.

„Nein, nein!“ rief er, da die Schweſter ihn unterbrechen wollte, „laß mich es endlich einmal ſagen! — Siehſt du, ich wollte zwar auch meinen Platz ausfüllen, ich tanzte ein paarmal mit meiner Frau; aber ſie wurde mir immer von den Offizieren fortgeholt. Und wie anders tanzte ſie mit dieſen Menſchen! Ihre Augen leuchteten vor Luſt; ſie ging von Hand zu Hand; ich fürchtete, ſie würden mir mein Weib zu Tode tanzen. Sie aber konnte nicht genug bekommen und lachte nur dazu, wenn ich ſie bat, daß ſie ſich ſchonen möchte. Ich ertrug das nicht länger und konnte es doch nicht ändern; darum ſetzte ich mich in die Nebenſtube, wo die alten Herren an ihrem L'Hombre ſaßen, und nagte an meinen Nägeln und an meinen eigenen Gedanken.

„Du weißt, Brigitte, der franzöſiſche Kaperkapitän, den die anderen den „ſchönen Teufel“ nannten — wenn ich je zuweilen in den Saal hineinguckte, immer war ſie mit ihm am Tanzen. Als es gegen drei Uhr und der Saal ſchon halb geleert war, ſtand ſie neben ihm am Schenktiſch, beide mit einem vollen Glas Champagner in der Hand. Ich ſah, wie ſie raſch atmete, und wie ſeine Worte, die ich nicht verſtehen konnte, einmal über das andere ein fliegendes Rot über ihr blaſſes Geſicht jagten; ſie ſelber ſagte nichts, ſie ſtand nur ſtumm vor ihm; aber als beide jetzt das Glas an ihre Lippen hoben, ſah ich, wie ſie ſich verſtanden. — Ich ſah das alles wie ein Bild, als ſei es hundert Meilen von mir; dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes Weib dort mir gehörte, daß ſie mein Weib ſei; und dann trat ich zu ihnen und zwang ſie, mit mir nach Hauſe zu gehen.“

Carſten ſtockte, als habe er die Grenze ſeiner Erzählung erreicht; ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein hageres Geſicht war gerötet. Aber er war noch nicht zu Ende; nur blickte er nicht wie vorhin zur Schweſter hinab, er ſprach über ihren Kopf weg in die leere Luft.

„Und als wir dann in unſerer Kammer waren, als ſie mir keinen Blick gönnte, ſondern wie zornig Gürtel und Mieder von ſich warf, und als ſie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Flut über ihre Schultern ſtürzte, — es iſt nicht immer, wie es ſein ſollte, Schweſter — denn was mich hätte von ihr ſtoßen ſollen, — ich glaub faſt, daß es mich nur mehr betörte.“

Die Schweſter legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm. „Laß das Geſpenſt in ſeiner Gruft, Bruder; laß ſie, ſie gehört nicht zu uns.“

Er achtete nicht darauf. „So“ — ſprach er weiter — „hatte ich nimmer ſie geſehen; nicht in unſerer kurzen Ehe und auch im Brautſtande nicht. Aber es war nicht die Schönheit, die unſer Herrgott ihr gegeben hatte, es war die böſe Luſt, die ſie ſo ſchön machte, die noch in ihren Augen ſpielte. — Und ſo wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monde, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode übrig war; — als alle dieſe Fremden unſere Stadt verließen.“

„Bruder Carſten“, ſagte Brigitte wieder, „haſt du nicht neues Leid genug? Wenn du ſchwach warſt gegen dein Weib, weil du ſie lieber hatteſt, als dir gut war — es iſt ſchon bald ein Menſchenleben darüberhin; was quälſt du dich noch jetzt damit!“

„Jetzt, Brigitte? Ja, warum ſprech ich denn dies alles jetzt zu dir? — War ſie mein Eheweib in jener Zeit, wo ihre Sinne von leichtfertigen Gedanken taumelten, die nichts mit mir gemein hatten? — Und doch — aus dieſer Ehe wurde jener arme Junge dort geboren. Meinſt du“ — und er bückte ſich hinab zum Ohr der Schweſter — „daß die Stunde gleich ſei, in der unter des allweiſen Gottes Zulaſſung ein Menſchenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich ſage dir, ein jeder Menſch bringt ſein Leben fertig mit ſich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu ſeinem Blute gaben, haben ihren Teil daran.“

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

Gleichzeitig aber zieht ſich ob dieſes eigenen Verſchuldens auch die Gnade Gottes, die zum Glauben, als übernatürliche Tugend, nötig iſt, mehr und mehr zurück. Die Seele bietet dann für den Glauben und ſeine Aeußerungen keinen Kulturboden mehr. Verſumpft, verſandet, verſchüttet iſt der in der hl. Taufe entſprungene und durch chriſtlichen Unterricht zum Fließen gebrachte Quell.

Im Mai.

Der Frühling iſt kommen — Es grünen die Maien — Ihr Kinder herbei nun — Zum Spielen im Freien! — Nun windet die Blumen — Zum duftenden Kranz — Und jauchzet und dreht euch — Im luſtigen Tanz.

Es knoſpet und grünet — Auf Feldern und Auen — Es zwitſchern die Vöglein — Im Buſch und im Blauen — O Freude, o Wonne! — Herbei nun herbei — Im Duft und in Sonne — Zu jubeln im Mai.

Zeitgedanken.

Die Zeitungslektüre iſt ſeit Jahren keine angenehme mehr. Was haben uns die Blätter in den Kriegsjahren nicht alles auf den Tiſch gelegt? Und was tun ſie heute noch jeden Tag? Erzählungen von Krieg, Bedrückungen, Beſchlagnahmungen, Greueltaten, Unfrieden, Proteſtverſammlungen und Proteſtſchreiben. Lauter Streit, lauter Haß, lauter Vorwürfe, lauter Schimpfen und Fluchen, die eine Partei auf die andere, die links liegende Nation auf die zu ihrer Rechten.

Und das in Völkern, die ſich zur Lehre desjenigen bekennen, der die Liebe zu ſeinem Hauptgebote erhoben, der aus Liebe zu uns ſein Leben hingegeben, der aus Liebe zu uns das hl. Altarsſakrament eingeſetzt und in der hl. Kommunion uns mit dem Brote der Liebe nährt. Wie ſtellen ſich nun zu dieſer Weltlage, ich ſage nicht die katholiſche Kirche, ſondern die Katholiken, Völker und Volksgenoſſen in ihrer augenblicklichen Erſcheinung?

Es iſt ja über jeden Zweifel erhaben, daß der oberſte Hirte der katholiſchen Kirche, der hl. Vater, in den langen harten Jahren des Krieges nie aufgehört hat, das Amt eines Friedenswalters unverdroſſen zu führen. Manche Teilerfolge hatten auch ſeine Bemühungen zu verzeichnen. Und nebenher entfaltete ſich ein gut Teil der päpſtlichen Friedenstätigkeit ohne Zweifel vollkommen im Verborgenen und dabei gewiß nicht weniger wirkſam, als die Bemühungen, die öffentlich bekannt und gefeiert wurden. Iſt nicht ſein weltbekanntes Friedensgebet für alle Zeiten ein Dokument ſeiner Geſinnung?

Noch ſoeben war in der Zeitung zu leſen, was der Oberpräſident von Weſtfalen, Gronowski, in einer Anſprache an den päpſtlichen Legaten Teſta geſagt: „Wie einſt Benedikt XV. das ergreifende Wort ſchrieb: „Geſegnet ſei die Hand, die den Oelzweig ergreift und der Menſchheit den Frieden bringt“, ſo habe auch Pius XI. den Weg ſeines Vorgängers fortgeſetzt und immer wieder zu einem wahren und gerechten Frieden gemahnt.

Immer wieder muß auf dieſe Tätigkeit des gemeinſamen Vaters der Chriſtenheit hingewieſen werden, damit nicht von irgend einer Seite der Vorwurf erhoben werden kann, die Kirche habe auf ihr Friedensamt während dieſes argen Krieges ganz vergeſſen.

Eine andere Frage iſt aber die, ob die Katholiken aller Länder auch für dieſes Wort des hl. Vaters in dem wilden Aufbrauſen der Kriegesleidenſchaften immer das rechte Verſtändnis gehabt, ob ſie die ſittliche Kraft beſeſſen, ſich nicht von den Impulſen des gekränkten Nationalgefühles und der erfahrenen Beleidigungen, Kränkungen und Bedrückungen, von dem immer geltenden Gebote der Liebe abdrängen zu laſſen? Ob der Gedanke der „civitas Dei“, einer katholiſchen Völkergemeinſchaft auch immer genugſam ins Bewußtſein getreten ſei.

Müßten nicht in den Katholiken aller Länder die übernatürlichen Bande der kirchlichen und chriſtlichen Gemeinſchaft ſtärker ſein, als alle Kriegsgemeinſchaft, die um irdiſcher Zwecke wegen ſich ſo furchtbar blutig abgeſpielt hat und auch jetzt noch ihre Fahnen flattern läßt?

Wie ſchön ſchrieb doch der verſtorbene Papſt Benedikt XV. an die Züricher Katholikenkonferenz: „Das Chriſtentum, das zum erſtenmale das Geſetz der Bruderliebe gegenüber allen Menſchen, ohne ſelbſt die Feinde davon auszunehmen, verkündet hat, kann ja auch während eines ſo grauſigen Krieges, wie der gegenwärtige, es nicht zulaſſen, daß ein himmliſches Gebot gewiſſermaßen außer Kraft geſetzt und der Haß, der gewiß mit Recht gegen das Böſe ſich wendet, auch auf die Perſonen ausgedehnt werde, denen man als Urhebern und Werkzeugen die Schuld daran zuſchreibt.“

Auf dem Boden der gemeinſamen katholiſchen Kirche müßten doch die Völker, auch wenn ſie im härteſten Kampfe gegeneinander liegen, eins bleiben in der Geſinnung der von Chriſtus gepredigten und geübten verſöhnlichen Liebe, geeint durch die mächtigſten Ideen und höchſten Ziele, die das Menſchenleben überhaupt kennt? Sollte dieſe Gemeinſchaft zur Erhaltung der chriſtlichen Liebe nicht ſtärker und wirkſamer ſein müſſen, als alles, was die „Proletarier“ aller Länder gegen den Kapitalismus zuſammenſchließt?

Nun iſt es ja freilich wahr, wie augenblicklich die Verhältniſſe liegen, haben die wahren, echten, treuen, ganzen Katholiken in allen Ländern, auch ſelbſt in denen, die ſich mit Emphaſe katholiſch nennen, nicht den Einfluß auf die Politik, daß ſie mit ihren Ideen ſich durchzuſetzen vermöchten. In der Politik herrſcht vielfach noch der Standpunkt Machiavelis, dieſe unſittliche politiſche Klug- und Nützlichkeitslehre, die den Fürſten und leitenden Staatsmännern zur Aufrechterhaltung ihrer Macht und für das ſogenannte Staatswohl alles erlaubt.

Aber, wenn der Erfolg nicht den Idealen des Katholizismus entſpricht, iſt denn nicht die Geſinnung der Liebe, des Friedens und der Verſöhnlichkeit, wenn ſie alle Katholiken aller Länder beſeelte, doch auch eine Macht, die, wenn ſie beſtände, ſich früher oder ſpäter zum Beſten Europas durchſetzen müßte!

Aber fehlt's nicht oft bei den Katholiken hüben und drüben gerade an dieſer verſöhnlichen, nach Verſtändigung ſuchenden Geſinnung? Und warum? Ja, die religiöſen und ſittlichen Ideale ſind in vielen Katholiken eben verblaßt. Sie beſtimmen nicht mehr ihr Denken und Leben. Viele haben in den religiöſen Uebungen nur noch die Schale in der Hand, der innere belebende Kern iſt ihnen abhanden gekommen. Ihr Denken iſt eingeſtellt auf Wiedervergeltung und Rachegedanken, die dem Chriſtentum fern liegen. Statt der Demut, Liebe und Verſöhnlichkeit hat der Geiſt des Stolzes, der Habſucht, des Mammonismus und mit ihm und durch ihn der Geiſt der Zwietracht das Feld erobert. Und doch weiß man: „Wer Zwietracht ſät, arbeitet für des Teufels Scheuer“ und der Dichter ſagt von ihr:

Die Zwietracht ſchwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn' Erbarmen
Und würgt mit Wut in einem Augenblick
Der menſchlichen Vernunft zu Schande
Die ganze Hoffnung ganzer Lande
Und mancher Jahre ſchönes Glück.

Wie gut wäre es, wenn die Katholiken aller Länder ſich einmal wieder beſinnen würden auf das wahre innere Chriſtentum, d. h. auf wahre chriſtliche Geſinnung, die einſt durch Liebe die Welt erobert hat, auf das Wort des göttlichen Heilandes, das er ſo oft nach ſeiner Auferſtehung an ſeine Jünger richtete: „Pax vobis, der Friede ſei mit euch.“

Wer wird den Völkern dieſen ſchönen Oelzweig bringen? Er würde ſicher von allen freudig begrüßt. Und Chriſtusglaube und Chriſtusliebe iſt dazu in erſter Linie berufen. Wir alle leben doch von der Barmherzigkeit, Verzeihung, Verſöhnung und Liebe Gottes, warum wollen wir nicht Verſöhnlichkeit, Barmherzigkeit, Verzeihung auch unter uns üben, die wir doch zu ihm „Vater unſer“ beten,

Und wenn gar zur Erbauung des Volkes oder zur aſzetiſchen Vertiefung des Klerus geſchriebene Sonntagsblätter — in Frankreich „semaine religieuse“ genannt — dem oberflächlichen Zeitungsurteil folgen, in widerwärtigem Kauderwelſch die oberhirtlichen Aeußerungen und Hirtenſchreiben der Kirchenfürſten und Biſchöfe vor ihren Richterſtuhl ziehen und in hämiſcher Weiſe tadeln und kritiſieren, ſo iſt das eine Erſcheinung, die uns, Kinder der katholiſchen Kirche, einer Kirche, die im Anfange ihres Entſtehens als höchſte ethiſche Macht einer Welt ohne Liebe die Liebe gebracht hat, tief betrüben muß. Und das ſind dann manchmal noch Blätter, die ſich in der Empfehlung allerhand Aeußerlichkeiten in religiöſen Uebungen nicht genug tun können!

Wenn allerdings die Zeit, die in Deutſchand und Frankreich den Kulturkampf geboren, der den Katholizismus totmachen wollte, die Zeit, die im Sozialismus den Atheismus durch ſeinen Führer Bebel als ihr Glaubensbekenntnis erklärt, eine Zeit, die einen Strauß, Renan, Moleſchott, Büchner, Haeckel, Nietzſche als Apoſtel des Unglaubens in immer neue Auflagen erlebenden Büchern unter die Völker ſchickt, die mit der Leugnung von Gott und Unſterblichkeit für eine unzählige Menge, welche im Chriſtentum, auch im katholiſchen geboren und erzogen wurden, die ewigen Sterne ausgelöſcht hat und in der Erdgier nach Beſitz, Ehre und Genuß alle Leidenſchaften, die in der Menſchenbruſt ſchlummern, aufgeweckt hat, eine Zeit, die, wenigſtens früher, als man noch nicht den dröhnenden Schritt der Kommuniſten vernahm, in ihren Zeitungen nicht genug über Prieſter und Ordensleute mit Verachtung Spott und Verleumdung herziehen konnte, eine ſolche Zeit, die jetzt ihre Saaten reifen ſieht, wenn die jetzt den Katholizismus anklagt, er 'ue in ſeinen Biſchöfen und kirchlichen Oberen nicht genug, den Völkern zum Frieden zu verhelfen, ſo hat ſie dazu nicht das geringſte Recht. Laſſe einmal die Freimaurerei, die ſo viel von Humanität redet und der ja vielfach gerade die Machthaber der Erde und die führenden Staatsmänner angehören, zeigen, was ſie kann, ehe ſie von der Kirche, der das Rückgrat zu brechen ſchon ſeit Voltaires Tagen ihr Beſtreben geweſen, Hülfe verlangt.

Kurzſichtige Staatsmänner.

Es iſt in den Augen des Volkes manchmal ein Verbrechen, an der Weisheit ſeiner Staatsmänner zu zweifeln, nimmt man doch vielfach das, was ſie ſagen, wie ein Evangelium auf. Und doch ſtellen ſie nicht ſelten Behauptungen auf, über deren Einfalt eine ſpätere Zeit ſich luſtig macht. So hat der ſeiner Zeit berühmte franzöſiſche Advokat und Staatsmann Adolf Thiers nach einer Rückkehr aus England, wo er die erſten Eiſenbahnen geſehen, gemeint, „daß dieſe Erfindung nicht ernſt zu nehmen ſei.“ Wie ernſt ſie aber zu nehmen iſt, das werden jetzt gerade die Franzoſen im Ruhrgebiet gründlich gewahr.

Und wie ſehr hat Kaiſer Nikolaus I. von Rußland ſich getäuſcht, wenn er meinte, Eiſenbahnen zu bauen ſei eine Manie, eine Krankheit, die bald verſchwinden würde, wie alle anderen Epidemien, die abwechſelnd die Welt verheert hätten.

Man ſieht, auch die zu ihrer Zeit geprieſenſten Staatsmänner ſind irrende Menſchen wie in dieſen, ſo auch in anderen Dingen.

Kampf ums Daſein.

Im Jahre 1859 ſtellte der Engländer Darwin für die Tierwelt ſeine berühmte Theorie vom „Kampf ums Daſein“ auf. Nach ihm ergebe ſich die Vervollkommnung der tieriſchen Arten und Organiſationsformen daraus, daß in der Erraffung der Nahrung und der geſchlechtlichen Paarung diejenigen Tiere vor den anderen ihrer Art den Vorrang hätten, welche durch ihre Stärke, ihre Waffen, ihre Schönheit ſich auszeichneten, ſich ſo durchſetzten, während die Schwächeren unterlägen und allmählich untergingen. Indem nun dieſe aus dem Kampf ums Daſein als Sieger hervorgegangenen tüchtigen Tierweſen ihre hervorragenden Eigenſchaften auf ihre Nachkommen verpflanzten, kämen ſo im Laufe der Zeit immer vollkommene Exemplare zuſtande.

Kurz vorher hatten ſeine Landsleute, die Männer der ſogenannten Mancheſterſchule, einen ähnlichen Grundſatz für die Entwicklung der Menſchheit aufgeſtellt. „Der Egoismus u. der wirtſchaftliche Wettkampf um die Exiſtenz und um das Wohlleben“, ſagten ſie, „ſind es, welche im Leben der Völker und der ganzen Menſchheit von ſelbſt die wunderbarſte Ordnung und Organiſation, jegliche Zweckmäßigkeit und Harmonie hervorrufen. Man laſſe darum Jeden frei ſeinem Egoismus folgen und er werde durch ſein eigenſtes Intereſſe getrieben werden, ſein Können und ſein Vermögen am beſten zu verwerten.

Aus dem egoiſtiſchen Getriebe der Einzelmenſchen entſproſſe nicht bloß die beſte geſellſchaftliche Organiſation, der Wettkampf der Einzelnen erhalte auch die ganze Menſchheit auf der Bahn des Fortſchrittes und aus der ſchrankenloſen Freiheit erblühe die Harmonie und Energie der Kräfte. Alſo wie bei Darwin in der Tierwelt, ſo auch hier bei der menſchlichen Fortſchrittentwicklung, galt der Kampf ums Daſein als grundlegendes Prinzip. Der eine frißt den anderen auf. Die Weltgeſchichte iſt eine Geſchichte der Macht. Von da an wurde in dem außerhalb der chriſtlichen Kreiſe ſtehenden, mit Reichtum geſegneten Liberalismus, bei Kapitaliſten und Induſtriellen der Kampf ums Daſein als die einzige Quelle des Fortſchritts und der Kultur geprieſen.

Im Gegenſatz zu dieſem Manſcheſtertum entwickelte ſich bald die Sozialdemokratie. Wie ſehr dieſe nun auch der Manſcheſterſchule, in der die Macht des Kapitals nach eben genannten Grundſätzen die armen Leute als die ſchwächeren Kreiſe ausbeuteten, den Krieg erklärten, bekannten ſich doch ihre Führer Marx und Laſalle zu denſelben Grundſätzen, nur daß ſie aus ihnen und zwar von ihrem gemeinſamen Standpunkte aus nicht mit Unrecht, andere Konſequenzen zogen.

Auch den ſozialdemokratiſchen Führern mit ihrer materialiſtiſchen Weltanſchauung waren die angeblichen Naturgeſetze von dem Kampf ums Daſein, dem mächtigen Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb, und der aus dem Egoismus ſtammende Wettkampf, ſo viel als möglich für ſich von den Gütern des Lebens zu erhaſchen und zu genießen, unantaſtbare Sätze, auf den ſie ihren Sozialismus gründeten. Auch hier trägt der Stärkere den Sieg davon, der Schwächere muß wie im Hirſch- oder Hahnenkampf den Platz räumen. Auch nach dieſer Theorie erhält ſich der Tüchtige, der Untüchtige muß untergehen.

Darum rufen die Sozialdemokraten den Arbeitern zu: Ihr müßt machen, daß ihr die Macht in die Hände bekommt, daß ihr die ſtärkſten werdet, und da ihr als Einzelne zu ſchwach ſeid, müßt ihr mit den ſchwieligen Fäuſten euch organiſieren, damit ihr durch eure Maſſe eine Macht bildet. Ihr Arbeiterbataillone müßt euch im Konkurrenzkampf formieren, in dem Kampf gegen die Bourgeoiſie zuſammenſtehen, dann kann der Sieg nicht fehlen und euer Erzfeind, der Kapitalismus, muß aus Furcht vor euch kapitulieren. Alſo Kampf ums Daſein und beſſere Lebensbedingungen im Klaſſenkampf.

Die liberale Oekonomie und die ſozialdemokratiſche Theorie ſtehen alſo inbezug auf den Kulturfortſchritt auf demſelben Standpunkte, nur die Nutzanwendung iſt eine entgegengeſetzte. Die einen benützen die Theorie des ſchrankenloſen Egoismus zu Gunſten der Beſitzenden, die anderen dagegen fordern ihre praktiſche Anwendung für die „Enterbten.“

Nun iſt ja ohne Zweifel der Kampf um des Lebens Notdurft ein mächtiger Hebel zu angeſtrengter geiſtiger und körperlicher Arbeit und damit zum Fortſchritt und zur Kultur, ſo daß mit einem gewiſſen Recht der Dichter ſagen kann: „Hält nicht Philoſophie das Weltgetriebe — Erhält es ſich durch Hunger und durch Liebe.“

Aber wenn man dieſe Arbeit und dieſes Ringen losgelöſt ſein läßt von der geiſtigen Idee des Wahren, Schönen und Guten, einer Idee, die auf der ganzen Schöpfung als dem Werke Gottes ruht, wenn nicht, wie es in der hl. Schrift heißt, der Geiſt Gottes über den Waſſern der Weltbewegung ſchwebt, kommt die Welt trotz aller feuerſprühenden, hämmernden und Ambos dröhnenden Emanzipationen und Verſammlungen nicht aus dem Chaos heraus.

Eſſen und Trinken muß der Menſch, um ſein Daſein zu erhalten und ſich an ihm zu erfreuen, als Mann und Weib iſt er erſchaffen, um die Menſchenwelt zu erhalten und fortzupflanzen, aber wenn er das als das einzige Ziel ſeines Lebens betrachtet, erhebt er ſich nicht über die tieriſchen Bedürfniſſe. Anſtatt über der Natur zu ſtehen und wie es ſeine Beſtimmung iſt, über ſie zu herrſchen, wird er ihr Sklave. Er ſinkt ſchon bei lebendigem Leibe in das zurück, woraus der Leib gebildet iſt, in den Staub. In dem Streben, über die ihm mit den Tieren gemeinſamen Bedürfniſſe ſich und die Natur zu einem höheren idealen Daſein zu erheben, liegt der Grund dauernden Fortſchrittes, der Kultur und Ziviliſation.

Auch im Verhältnis zum Mitmenſchen iſt es nicht der Egoismus, der im Kampfe ums Daſein die richtigen Beziehungen ſchafft. Allerdings bildet der Menſch als ſelbſtändige Perſönlichkeit den Mittelpunkt zahlreicher Eigenintereſſen. Aber die Verfolgung dieſer Intereſſen findet eine ganz beſondere Schranke an dem Wohle ſeiner Mitmenſchen, mit denen er ſolidariſch verbunden iſt.

Auf dem wirtſchaftlichen Gebiete iſt Jeder nicht bloß verantwortlich für das, was er getan, ſondern auch für das, was er Gott und dem Nächſten gegenüber unterlaſſen hat. Das „Tue recht und ſcheue niemand“ muß dahin ausgedehnt werden, daß das Rechttun auch die Pflichten der Nächſtenliebe einſchließt und bei dem „ſcheue niemand“, der Niemand nicht auch Gott iſt, vor dem ſich zu fürchten man allen Grund hat, wenn man mit dem einſeitigen Feſthalten an dem ſtarren Begriff des Rechtes die Pflichten der Liebe unterlaſſen hat. Herr der Schöpfung iſt der Schöpfer ſelbſt, auf den der Menſch jegliches Gute, das ihm zuteil wird, zurückführen muß. Und der Gebrauch und die Benutzung dieſer Güter hat eine doppelte Schranke, einerſeits in der Richtung zu Gott, deſſen Ehre in allem zu ſuchen und zu fördern unſere eigentliche Lebensaufgabe iſt.

Das menſchliche Ich hat aber auch Pflichten gegen den Nächſten. Wenn der göttliche Heiland ſagt: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt“, ſo iſt allerdings die Selbſtliebe als Forderung der freien Perſönlichkeit anerkannt, aber durch das Gebot der Liebe zu Gott iſt ſie, die Selbſtliebe, vor der Gefahr geſchützt, im ſinnlichen Genuß ihr Endziel und ihr Glück zu ſuchen. Durch die Liebe zum Nächſten iſt ihr die notwendige Schranke gezogen, damit die Harmonie und das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft keine Störung erleide. Und wie der Menſch ſelbſt der Natur gegenüber, die er ſich zu Nutzen machen ſoll, Entſagung üben, unter Schweiß und Opfern ihr ihre Gaben abringen und einen Teil deſſen, was ihm der Boden an Früchten bringt, wieder in den Samenkörnern in die Erde legen und dieſe Körner auf dem Acker liebevoll pflegen muß, ſo muß ſich der Menſch bewußt bleiben, daß auch ſein Verhältnis zu den Mitmenſchen immer ein Verhältnis der Liebe, der Opferbereitwilligkeit und der eigenen Entſagung ſein und bleiben muß.

Eine Welt ohne Gott wird aber auch eine Welt ohne Liebe. Der Egoismus findet in ſich nur das eigene Ich und iſt dieſes Ich ſein höchſtes, ſo ſchaltet die Nächſtenliebe aus, denn wenn er das Ich des Nächſten bloß dazu benutzt, um ſein eigenes zu beglücken und zu fördern, ſo iſt das keine Nächſtenliebe, ſondern wieder egoiſtiſches Selbſtintereſſe. In Gott aber, dem höchſten Gute, das jeder für ſich und alle zuſammen und zugleich und in gleicher Fülle beſitzen können, finden Selbſtliebe und Eigenliebe ihre Einheit und ihren Mittelpunkt.

Der Verfall der Völker in die Roheit, den Haß, die Geldgier, die Sittenloſigkeit, kurz in Unkultur und Barbarei hängt darum immer mit dem Aufgeben und dem Verblaſſen des religiöſen Glaubens zuſammen. Wenn man darum heute ſo manchmal fragt, was ſoll werden, ſoll Deutſchland, Frankreich und Europa untergehen, ſo möge das Wort des berühmten Nationaloekonomen Roſcher, der zwar ſelbſt an die Spitze ſeiner Erörterung über Wirtſchaftsfragen nicht die Religion, ſondern den Eigennutz ſtellte, hier eine Stelle finden. „Kühn“, ſagt er, „kann behauptet werden, daß noch kein religiös und tüchtiges Volk, ſo lange es dieſe